

Jürgen-Thomas Ernst

# Vor hundert Jahren und einem Sommer

Roman

LESEPROBE

braumüller

Von Unglaublichem berichtet diese Geschichte, von einer Frau etwa, die einem Mann, den viele schätzen, zu seinem Namenstag Wiesenblumen schenkt und ihm später inmitten der vielen Sträuße, die auf dem Tisch und den Fensterbänken nach Flieder und Rosen duften, eröffnet, dass die Blumen nicht für den Namenstag, sondern für sein Begräbnis seien.

Auch handelt diese Geschichte von einem Mann, der nach einer langen Flucht kurz vor seinem Heimatort ein barfüßiges Mädchen erblickt und zu weinen beginnt, als er den Namen des Kindes erfährt, das noch nicht ahnt, dass gerade sein Vater vor ihm steht, den es nur aus den Reden anderer Menschen kennt.

Von vielen solchen Ereignissen weiß dieses Buch zu erzählen. Doch begeben wir uns zurück an jenen heißen Augustnachmittag vor hundert Jahren und einem Sommer, als alles seinen Anfang nahm.

Am Ende der Überlandstraße, dort, wo die Häuser schon enger beisammen standen, zog ein junger Mann einen eisenbereiften Leiterwagen, der mit mehreren Limonadenkisten beladen war. Kurz hob er seinen Kopf, als ihm der Wind das scharfe Bimmeln einer Türglocke entgegnetrug, und überließ sich dann wieder seiner Route und den Kisten, von denen stets ein leises Klimpern ausging, wenn der Wagen durch ein ausgetrocknetes Schlagloch holperte.

Auf jeder dieser Flaschen liefen von der schmalen Schulter über die weiche Taille feine Querrillen hinab bis zum Boden und ließen nur an der Brust ein ovales, glattes Feld frei, auf dem mit geschwungenen Buchstaben die Worte *Andres Limonaden* eingepreßt waren.

Es war derselbe Name, der sich auch auf jeder Kiste wiederfand und mit einem heißen Eisen schwarz in das Holz gebrannt worden war.

Aus der nassen Ladefläche des Leiterwagens taute unablässig Eis auf die Straße, rollte manchmal als staubumhüllte Perlen aus Wasser davon, die rasch zerplatzten und eine dünne brüchige Spur aus dunklen Flecken hinterließen, die in der Hitze des Tages bald verblasste und wieder aus der Zeit fiel.

Das Eis, mit dem die Kisten umgeben waren, wurde im Winter aus zugefrorenen Bächen und Teichen gesägt, auf Schlitten geladen und in Kellern

gestapelt, um die Limonaden, die zwar teuer, aber auch sehr begehrt waren, kühl zu halten und gekühlt an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Das aufgeregte Bimmeln der Türglocke hallte abermals durch die Straße. Und nun bemerkte der Limonadenausfahrer vor einem Haus auch die füllige Frau und den Mann im schwarzen Anzug, die sich, überrascht vom klimpernden Geräusch der Flaschen, erschrocken umwandten und sofort erleichtert grüßten, als sie den schweigsamen Ausfahrer erkannten. Erneut zogen sie mehrere Male hektisch an der Glocke, als die Tür von einer erstaunten jungen Frau geöffnet wurde, der augenblicklich das Blut aus dem Gesicht floh.

Während der Limonadenausfahrer, der gegen die Hitze des Tages eine rote Schirmmütze trug, den Wagen weiter die Straße entlangzog, hinein in den Ort, wo er seine begehrten Getränke zustellen sollte, blickte die beleibte Frau, die mit ihrem Mann am besten Platz des Ortes wohnte und für ihren Geiz ebenso bekannt war wie für ihre Gottesgläubigkeit, seinem Verschwinden kurz hinterher. Mit ihren Gedanken war sie aber schon längst bei der jungen Frau an der Tür und wusste trotzdem nicht, wie sie beginnen sollte. Niemals wäre es ihr in den Sinn gekommen, auch nur ein einziges Wort mit dieser Fabrikarbeiterin zu wechseln, wenn sie ihr nicht so Wichtiges berichten oder vielmehr beichten hätte müssen.

Noch einmal blickte sie dem langsam verschwindenden Limonadenausfahrer hinterher und gab der jungen Frau, die Sofie genannt wurde, dann eilig die Hand, erwähnte in ihrer Aufregung sogar den Namen und die Wohnadresse und vergaß dabei ganz, ihren Mann vorzustellen, der die Finger der jungen Frau nur flüchtig zum Gruß berührte und anschließend sofort zur Seite trat, um seiner Frau alles Weitere zu überlassen.

*Wir kommen von der Tuchfabrik, in der wir Sie leider nicht angetroffen haben, da Sie unpässlich seien,* begann die beleibte Frau ihre Rede.

Sofie nickte und wollte bereits antworten, dass sie sich seit Tagen immer wieder übergeben müsse, was auch heute früh schon geschehen sei, woraufhin sie der Meister, der in ihren erhitzten Wangen sofort eine ansteckende Krankheit vermutete, auch wieder umgehend nach Hause entlassen habe. All das jagte durch Sofies Kopf, aber der Redeschwall der fülligen Frau, die in ihrem dunklen Kleid so sehr schwitzte, dass sich unter den Achseln schon nasse Schatten gebildet hatten, war nicht einmal für einen einzigen Satz aufzuhalten gewesen.

*Unpässlich,* wiederholte die Frau, stockte kurz und seufzte. *Unser Sohn, Basil.*

Und kaum hatte sie den Namen ausgesprochen, schreckte ihr Blick ruckartig hoch zu den Fenstern der Hausfassade, als wollte sie sich vergewissern, dass sich keine Vorhänge bewegten und kein Fenster einen Spalt breit offen stand, und fasste Sofie auch schon

vorsichtig am Ärmelaufschlag ihres Kleides und zog sie fort vom Haus, damit das, was sie ihr zu beichten hatte, nicht in falsche Ohren gelangen und wenig später im Ort herumerzählt, weitergetragen und womöglich mit allerlei Erfundenem ausgeschmückt werden konnte. Sie, die jede Woche mehrere Male das Hochamt besuchte und sich in einem Verein unerbittlich für gefallene Jungfrauen und vor allem gegen Männer einsetzte, die solche Unglücke verursachten.

Und schon knirschten sie gemeinsam auf dem Kiesweg in den Schatten zweier Nussbäume, die nahe an der Straße standen und allen, die sie belauschen wollten, höchstens abgerissene Wortfetzen und das Rascheln der Blätter zutragen würden.

*So heiß heute*, flüsterte der Mann und strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. Eine Bemerkung, für die seine Frau jetzt keine Geduld hatte und die sie nur mit einer Handbewegung verscheuchte. Sofort nahm sie den Faden ihrer Gedanken wieder auf und setzte fort: *Unser Sohn, Basil, mit dem Sie vor einiger Zeit in Ihrer Kammer ... An die Sache in der Kammer werden Sie sich vermutlich erinnern.*

Und in den fragenden Blick von Sofie, die den Ausführungen der Frau nicht zu folgen vermochte, brauste sie auf: *An die Sache in der Kammer werden Sie sich doch wohl noch erinnern?*

Sofie nickte. Und die beleibte Frau, deren Hände vor Erregung zitterten, versicherte: *Basil liebt Sie, wie man einen Menschen nur lieben kann*, und verstummte.

Dann fächelte nur noch ein warmer Wind an den Blättern der Nussbäume und versetzte die Kronen in ein leises Rascheln, während die Frau eine Begründung suchte, die Sofie nicht sofort zu Tränen zwang und neugierige Blicke unter die Bäume lockte. Und trotzdem platzte es aus ihr hervor, da ihre Aufregung keine besonnenen Worte erlaubte und es in Wirklichkeit auch keine besänftigenden Worte geben konnte für das, was ihr Sohn an dieser jungen Frau verbrochen hatte.

*Gestern, als hätte er alles schon seit Langem geplant, ist er abgereist. Mit dem Nachtzug. Vier Wochen wird er unterwegs sein*, bemerkte sie mit einem Schmerz in der Stimme.

Und dann begann ihr Grübchen an der Spitze des Kinns auf einmal zu zittern. Sie ahnte schon das Nahen von Tränen und fingerte unter dem Ärmelaufschlag nervös nach einem Taschentuch, während ihr Mann mit dem Gehstock auf den sommertrockenen Boden tippte und ihrer Verzweiflung mit einem *Else, nicht hier, wo dich alle sehen* begegnete.

Worte, die seine Frau mit einer scharfen Handbewegung sofort zum Schweigen brachte, nachdem sie kurz in ihr Taschentuch geschnäuzt hatte.

Dann holte sie tief Luft: *Er ist mit dem Nachtzug nicht nur in die nächste Stadt gefahren. Er will in den Süden, an die Küste, mit dem Schiff übers Meer und noch weiter. Den Kontinent hinab, dorthin, wo die Wilden hausen, um seinem inneren Ruf zu folgen.*

Sogleich ging eine Welle des Zorns durch Sofies Gedanken, da sie plötzlich glaubte, Basil habe sie lediglich für seine Zwecke missbraucht, und sie wollte schon zu einer wütenden Rede ansetzen, als die Stimme von Basils Vater in ihren Zorn wehte und sie verstummen ließ, bevor sie auch nur ein Wort von sich geben konnte.

*Die Wilden*, wiederholte er und schüttelte traurig den Kopf. *Zu den Wilden*.

*Aus jetzt!*, fuhr seine Frau dazwischen.

Aber sofort floss ihre aufgebrauchte Stimme wieder zurück ins Sanfte und Beruhigende.

*Mein liebes Kind. Er hat uns geschrieben, dass Sie in dieser Kammer ...* Und dann brach es auf einmal ohne Umschweife aus ihr heraus: *Sie erwarten ein Kind.*

Sofie nickte errötend und suchte in ihrer Verlegenheit Halt an den weiß gestrichenen Latten eines nahen Gartenzauns, flüchtete mit ihren Blicken hinauf in das Grün einer Wiese, die dahinter begann.

*Mein Kind*, unterbrach die füllige Frau das Schweigen.

*Hören Sie zu! Wenn niemand den Namen des Vaters erfährt, werden wir für dieses Kind sorgen. Aber nur wenn Sie uns zukünftig so begegnen wie noch vor einigen Minuten und in Ihrem Leben zuvor.*

Sofie blickte die Frau ungläubig an und nickte.

*Wir haben alles vorbereitet. Im Ort erzählen Sie allen, die es wissen sollen, dass Sie Ihrer Cousine zur Seite stehen müssen, die schwanger ist und krank. Sie wer-*

*den bald eine mehrstündige Zugfahrt unternehmen, die Sie in jene Stadt bringen wird, in der meine Schwester wohnt. Dort beziehen Sie eine Kammer, helfen bei der Hausarbeit und bringen das Kind zur Welt. In drei, vier Jahren kehren Sie zurück und unterrichten alle, die es wissen sollen, dass Ihre Cousine gestorben sei und Sie das Kind in Ihre Obhut genommen haben. Wir bezahlen einen Pflegeplatz, und Sie erhalten wieder Ihre Anstellung in jener Tuchfabrik, in der Sie jetzt arbeiten.*

Kaum hatte sie mit den Ausführungen geendet, zog ihr Mann einen dicken Umschlag aus der Innentasche seines Anzugs.

*In diesem Kuvert befinden sich eine Zugfahrkarte, Geld und eine Wegbeschreibung, die Sie zu meiner Schwester führt. Wenn das in Ihrem Sinne ist, reisen Sie in drei Wochen ab.*

Ja, nickte Sofie, als ihr der Mann den Umschlag überreichte, den sie danach fest in der Hand hielt. So fest wie einen Rettungsring. Sofie, die noch in der Nacht zuvor schlaflos in ihrem Bett gelegen war und sich vor nichts mehr gefürchtet hatte, als demnächst in der Kirche auf der Ungnadebank sitzen zu müssen, dem Spott der Menschen ausgesetzt, und die Schande von Woche zu Woche auffälliger vor sich hertragen würde, nickte abermals: *Ja, natürlich.*

*In drei Wochen*, wiederholte die Frau, gab ihr die Hand, die noch immer vor Erregung schwitzte und zitterte, verabschiedete sich und trat mit ihrem Mann rasch aus dem Schatten der Nussbäume, zurück auf

die staubige Straße, und nahm mit ihm denselben Weg, den der Limonadenausfahrer kurz zuvor gegangen war.

Lange blickte Sofie dem Entfernen der beiden hinterher, während ihre Gedanken wie aufgewühlter Sand in einem Teich durcheinanderwirbelten. Alles war genau so geschehen, wie es Basil erst vor wenigen Tagen versprochen hatte. Sie hatte ihn damals noch gebeten, keine Späße mit ihrem Leid zu treiben. Er aber hatte sie getröstet und ihr versichert, dass sich alles zu ihrem Besten fügen werde.

Dann sah sie Basils Eltern auf einmal stehen bleiben und die Frau mit einer Hand durch die Luft fächeln, so als wollte sie gerade etwas Unsinniges verscheuchen. Aber schon bald verschwammen beide hinter dem flüssigen Vorhang dieses Sommertages zu zwei wabernden Punkten und verschwanden nach einer Wegbiegung endgültig aus Sofies Augen.

Es dauerte keine zwei Wochen, bis die ersten Briefe und Ansichtskarten, die Basils Weg in den Süden beschrieben, seine Eltern, Freunde und Sofie erreichten. Von einigen Karten entnahm auch der Postbote in bruchstückhaften Sätzen und Worten Nachrichten, die er später im Gasthaus *Zum Elefanten* und in der Wirtschaft *Zur Giraffe* ausstreute und so über zahlreiche Menschen weitertrug. Seinen Eltern berichtete Basil vor allem davon, dass er Sofie wie eine Schwester liebe, und ein andermal, dass er jeden Abend für ihr Seelenheil bete und hoffe, dass sie keine

Not leide und er immer ganz nah bei ihr sei, obwohl er sich jeden Tag weiter von ihr entferne.

Und jedes Mal, wenn seine Mutter Post von ihm bekam, wusste sie, dass auch andere Bewohner des Ortes Ansichtskarten oder Briefe von ihm empfangen hatten. Und immer wieder wurde ihr heiß, wenn sie auf die Straße trat und Menschen begegnete, die Basil kannten, und glaubte in den Gesichtern manchmal sogar hämischen Spott zu erkennen. Aber stets verhielten sich die Menschen so, wie sie es gewohnt war.

## 2

Sieben Tagesreisen von zu Hause entfernt, bestieg Basil in einer großen Küstenstadt einen Viermaster, der in blauen Lettern den Namen *Mond des Südens* trug, fuhr bei unruhiger See über das Meer und erreichte eine Woche später wieder das Festland. Dort zwang ihn ein Fieber mehrere Tage in den Schatten eines stickigen Hotelzimmers, ehe er einen Begleiter fand, der ihn weiter hinab in den Süden des Kontinents führte.

Auf diesem Weg fiel er einmal von einem Kamel und verstauchte sich die Hand, da er das Reiten auf diesen Tieren nicht gewohnt war. Ein andermal riss ihn die Pranke eines Panthers aus dem Sattel eines Pferdes, und seine Rettung war allein der Geistesgegenwart seines Gefährten zu verdanken, eines Schwarzen übrigens, den seine Eltern gewiss als Wilden bezeichnet hätten, der den Panther mit mehreren knallenden Peitschenhieben in die weitläufige Steppe vertrieb und so Schlimmeres verhinderte.

Basils Reise dauerte mit mehreren erzwungenen Unterbrechungen tatsächlich viele Wochen, wobei er von einigen Wegelagerern mit dem Tod bedroht wurde, falls er nicht sofort all sein Vermögen aushändige. Forderungen, die er jedes Mal erfüllen konnte, und zuletzt trotzdem noch genügend Reserven besaß, da er sein Geld an sechs verschiedenen Orten in seinem Gepäck verwahrt hatte.

Irgendwann im September erreichte er schließlich das Ziel seines inneren Rufes, eine Missionsstation, die sich am südlichsten Rand des Kontinents befand.

In dieser Station erholte sich Basil von den Strapazen und bezog eine ruhige Hütte, in der alle Gerüche neu und fremd waren. Der Atem des Holzbodens, das Bett, auf dem er lag, und der abbröckelnde Lehmverputz an den Wänden. Und wehte draußen ein Wind, der durch das offene Fenster zog und schon eine Ahnung des nahenden Frühlings brachte, fiel die Sehnsucht nach seiner Heimat wie ein Stein in sein Inneres.

In diesen Tagen saß er oft vor seiner Hütte auf einer grob gehobelten Bank und dachte an die Wiesen zu Hause, die bestimmt schon alle abgemäht waren, und an den Geruch von Heu, der träge über den Boden strich. Und natürlich dachte er auch an das Geheimnis, das ihn mit Sofie verband. Denn all das, was er den Eltern in seinem Abschiedsbrief eröffnet hatte, war nichts anderes gewesen als eine große Lügengeschichte und Erfindung. Denn Basil war gar nicht der Vater von Sofies Kind.

Er erinnerte sich noch, als ihm Sofie an einem warmen Abend im letzten Juni draußen im Ried begegnet war. Sie, die während der gesamten Schulzeit neben ihm auf der Bank gesessen war, senkte an diesem Sommerabend nur den Kopf, als sie ihn auf der staubigen Überlandstraße erkannte, ging nah an ihm vorüber, grüßte ganz entrückt und blickte mit traurigen Augen, die so gerötet waren, als sei sie zu

lange in einem verrauchten Raum gesessen. Er folgte ihr und bat sie, stehen zu bleiben. Später, als sie im Schatten einer Eiche saßen, die weit entfernt war von der Straße, auf der manchmal ein Fuhrwerk vorüberholperte oder das Geklapper von Pferdehufen näher wuchs und wieder in die Ferne verschwand, blickte sie noch einmal hinüber zum schmalen Pfad, auf dem sie gerade entlanggekommen waren und der schwarz und speckig in der Sonne glänzte. Dann seufzte sie und ließ ihrem Elend freien Lauf. Unter Tränen eröffnete sie ihm, dass sie an keinem Fluss mehr vorbeigehen könne. Magisch ziehe sie die Tiefe des Wassers an. Und oft stehe sie an einem Teich, der nicht weit entfernt sei von hier, und werfe Steine in seinen Spiegel und sehe die Kreise, die immer größer werden, bis sie ausliefen und nichts mehr zurückbleibe als eine glatte Oberfläche, in die manchmal Luftbläschen blubberten oder aus der ein Fisch aufsteige, dem das Wasser zu warm geworden sei. Sie kenne eine Stelle in diesem Gewässer, an der das Ufer sehr gemächlich in die Tiefe sinke.

Immer wieder, wenn sie vor diesem Teich stehe, sehne sie sich nach dem Wasser, das den Saum ihres Kleides dunkel färbe, und gehe in Gedanken immer weiter, bis zu den Hüften, bis zur Brust und noch weiter versinke sie, und ihr Haar wehe bald dahin wie Fahnen von Wasserpflanzen in einer sanften Strömung. Vor ihren Augen sehe sie nur noch einen grünen Nebel, der allmählich in die Dunkelheit

wachse, und spüre den schlammigen Boden zwischen ihren Zehen nicht mehr. Losgelöst gehe sie weiter und sinke immer tiefer. Ihr Herzschlag verlangsame sich kurz, wenn keine Luft mehr in das Innere des Körpers ströme. Das habe sie einmal gelesen. Doch schon bald beginne es zu rasen und hetze das Blut panisch durch die Adern. Dann heiße es, stark bleiben und ja nicht umdrehen, hin zum schlammigen Grund, der den Füßen wieder Halt gebe, dann gelte es weiter durch das Wasser zu gleiten wie eine Balletttänzerin mit Schritten, die auf Wolken gehen. Und ihr Herz schlage noch einmal ganz wild vor Sehnsucht nach dem Leben und vor der Angst, es zu verlieren, und poche gleichzeitig der größten Aufregung entgegen.

Aber dann verlangsame sich das Pochen, verebbe, gebe das Herz plötzlich auf und kümmere sich nicht mehr um den Körper, der ihm so gleichgültig geworden sei wie die Kühle, die ihn umgebe. Zurück blieben nur noch das Ende und die ewige Stille.

Und jedes Mal, wenn sie zu einem Gewässer aufbreche, bete sie darum, dass sie ihren vorausgedachten Weg hinter sich bringe. Aber so sehr sie auch bete, ihr Mut reiche stets nur zu Tränen.

Dann eröffnete sie Basil, dass sie ein Kind erwarte und es nicht mehr lange dauern werde, bis es alle wüssten. Und dort, in dieser Wiese, die sich hüfthoch um die beiden schloss, versprach Basil, ihr zu helfen.

Einige Tage später erzählte er davon, dass seine Eltern ihr bald einen Vorschlag unterbreiten werden. Er werde sich zu diesem Zeitpunkt schon auf dem Weg in den Süden befinden und ihnen einen Abschiedsbrief hinterlassen haben. Sie solle zu den Ausführungen seiner Eltern lediglich nicken und ihre Fragen nur mit *Ja* beantworten, dann werde alles gut.

Viele Jahre lebte Basil im Süden des Kontinents und sollte nie wieder zurückkehren zu den gemähten Wiesen, aus denen es so heutig roch, bis er mit über neunzig Jahren an einem Morgen im späten Herbst, während ein fegender Wind das Rot aus den Bäumen vor seiner Hütte kämmte, auf seiner Bank lächelnd zusammensank und für immer einschlieft.

Doch davon wusste Basil noch nichts, als er einige Tage nach seiner Ankunft in der Missionsstation auf seiner Bank saß und wenig später einen Glaubensbruder sagen hörte, dass endlich Regen in der Luft liege, den man seit Langem herbeisehne. Der Regen, versicherte er, bringe das ganze Land über Nacht zum Blühen. Ein Blumenpolster nach dem anderen sprieße dann aus dem Boden und Gerüche seien das, die fast an die Heimat erinnern würden. *Ja*, nickte Basil, *nach solchen Gerüchen sehne ich mich*.

Drei Wochen später begann an einem frühen Septembernachmittag die große Stille in Sofies Kammer. In der Luft, die noch ein wenig warm war von der verklingenden Hitze des Ofens, stand noch der Atem von Bohnen, unter den sich der Geruch des feuchten Holzbodens mengte, den sie kurz zuvor noch gebürstet und aufgewischt hatte. Allein das Pendel der Wanduhr unterbrach mit seinem gleichmäßigen Ticken das Schweigen im Raum, bis es nach einigen Tagen einschlieft und reglos in das Zimmer blickte. Nur selten herrschte noch Leben in der Kammer. In manchen Nächten, wenn eine Maus in das Zimmer schlüpfte und über den Boden schnupperte, unter dem Stuhl, dem Tisch und unter dem Bett herumtrippelte, um nach Fressbarem zu suchen, wenn Kolonnen von Ameisen die Kammer bevölkerten und Brotkrümel und Zuckerkristalle davonschleppten, oder spät im Herbst, wenn Marienkäfer durch die Fensterritzen krochen und einen trockenen, windstillen Ort suchten, an dem sie überwintern konnten. Oft drang auch ein leises Klappern von Geschirr und Besteck in die Kammer oder das Geräusch von Schritten, die über einen ächzenden Boden gingen.

An schönen Tagen legte sich der Schatten des Fensterkreuzes auf den welligen Holzboden und wanderte in den Nachmittagsstunden langsam gegen Osten, bis er mit der tief stehenden Sonne immer mehr in die

Länge wuchs, verblasste und schließlich ganz erlosch. Auf die Möbel senkte sich ein grauer Schleier. Und manchmal spielte ein Windhauch, der durch einen Spalt im Fensterrahmen zog, mit einer kleinen Staubwolke und verrückte sie einen Fingerbreit. Das war alles, was in den folgenden Monaten und Jahren in der Kammer geschah, die abgesperrt und verwaist Sofies Rückkehr erwartete.

Noch in der Nacht vor ihrer Abreise war sie wach und verzweifelt in ihrem Bett gelegen. Und jedes Mal, wenn sie am Horizont ihrer Gedanken schon den beginnenden Schlaf erahnt hatte, war ein neuer Zweifel in ihr aufgezuckt. Was wäre, wenn sie diese fremde Frau bereits nach einigen Tagen wieder entließ, weil sie die Wäsche zu lange wusch, die Kohle zu langsam aus dem Keller holte oder bei anderen Aufgaben nicht genügte?

Und immer tiefer verstrickte sie sich in Zweifel, die sie auch am folgenden Septembernachmittag auf der Straße zum Bahnhof begleiteten und an denen sie schwerer trug als an ihrem Koffer. Auf den polternden Bohlen der Holzbrücke, die hinein in den Ort führte, blieb sie schließlich stehen und starrte über die Brüstung hinab auf das ziehende Wasser, hinab auf einen Wirbel, der ein Ästchen gefangen hielt, und blickte den braunen und gelben Blättern hinterher, die langsam bachabwärts tanzten. Ihr kam auf einmal alles so sinnlos vor, der Weg zum Bahnhof, die Zugfahrt, die Fremde, vor der sie sich fürchtete. Und als die

Verzweiflung noch größer wurde, stieg sie nach der Brücke von der Straße und betrat den Pfad, der dem Lauf des Baches folgte. Sie hörte, wie sich ihr Koffer an den hohen Grashalmen rieb, und ging weiter, hinab zum Teich, hinab zum flachen, sandigen Ufer.

Das Wasser lag vor ihr wie glattes, grünes Glas. Sofie stellte den Koffer ins tiefe Gras, das noch feucht war von der letzten Nacht und auch während des Tages nicht trocknen wollte. Und plötzlich erfasste sie eine Sehnsucht, die jede Angst vor der Tiefe und Ungewissheit des Wassers vertrieb.

*Sieben Minuten*, flüsterte sie mehrere Male, als sie ihre Schuhe neben den Koffer stellte und danach ihre ausgezogenen Strümpfe in die Schäfte schob. Dann wurde alles ganz einfach. Obwohl das Wasser kalt war, durchflutete sie jetzt eine angenehme Wärme, und der schlammige Sand, der in graubraunen Wolken aufstieg, fühlte sich an wie ein weicher Schleier. Und während die Nässe schon dunkel am Saum ihres Kleides hochkroch, dachte sie: *Bald ist es vorüber, kein nagender Schmerz, keine Verzweiflung oder Angst, nur noch die ewige Stille.*

Drei, vier Schritte, dann würde der Grund des Teichs steil abfallen. Noch einmal holte sie tief Luft.

*Bald beginnen deine Füße zu schweben.*

Und dann, ganz plötzlich, riss ihr Blick hinüber zum Schilf, hinüber zu den Gesichtern von zwei Jungen, die sich an ihren Angelruten festhielten und diese Fremde anstarrten, da ein Verdacht in ihnen erwacht

war. Kaum hatte Sofie die beiden bemerkt, wandte sie sich ab, hin zum Ufer, ins feuchte Gras und zwängte ihre Strümpfe über die nassen Füße. Ganz langsam schlüpfte sie in die Schuhe, griff nach dem Koffer und spazierte davon, bis sie einen Strauch erreichte und aus den Augen der Jungen verschwand. Nun gewannen ihre Schritte an Eile, hin zur Brücke, hin zur Straße, die hinein in den Ort führte, hin zum Bahnhof.

An die nächsten Stunden konnte sie sich später nur noch in Schemen erinnern. Dass sie im Zug saß, der das breite Tal verließ und bergwärts an steil aufragenden Felsen vorüberfuhr, an das ratternde Geräusch, wenn der Zug eine der vielen Bogenbrücken überwand, die eiligen Schatten von Dampf an den sonnenbeschienenen Felswänden, die Dunkelheit eines Tunnels und das blassgoldene Licht einer Petroleumlampe und den blauzackigen Rand, der nervös flackerte, oder das krachende Knacken eines Apfels, in den sie biss.

In jenem Ort, der als Ziel auf ihrer Fahrkarte angegeben war, stieg sie aus. In der Bahnhofshalle, die sie an das Innere eines Domes denken ließ, kam sie allmählich wieder zu sich. Lange saß sie auf einer Bank und aß das Jausenbrot, das sie daheim eingepackt hatte, verlor sich beim Anblick eilender Menschen, bis sie auf einmal eine dumpfe Verzweiflung anflog und die Sehnsucht nach ihrer Kammer zu Hause im Westen.

Begleitet vom Lärm holpernder Kutschen und klackender Hufeisen, suchte sie dann den beschriebenen Weg, als ihr plötzlich ein Mann auf die Schulter

tippte und ihr ein aufdringlicher Geruch von Parfüm entgegenwehte. Aber noch bevor er ein Wort an sie richten konnte, flüchtete sie in die nächste Gasse, während der Koffer bei jedem Schritt gegen ihre Knie schlug und das Klatschen ihrer Schuhsohlen laut in den Häuserschluchten widerhallte. Als sie wieder stehen blieb, hatte sie sich längst verlaufen und irrte nun durch die Gassen und Straßen dieser Stadt, bald heulend vor Verzweiflung, bald heulend vor Wut, bis sie spät abends mit verweinten Augen endlich die Straße und das Haus erreichte, das ihr Basils Mutter auf einem grauen Bogen Papier beschrieben hatte. Erst jetzt bemerkte sie den Regen, der schon seit einiger Zeit niederging und von ihren Haarspitzen auf die Schultern tropfte.

*Sie wird dich schelten, weil du so spät kommst, mitten in der Nacht. Sie wird dich wegschicken, weil sie glaubt, dass du dich bis jetzt herumgetrieben hast,* dachte sie, während sie die Glockenschnur hinabzog. Aber schon kurz danach hörte sie jemanden näher kommen und spürte gleichzeitig ihren aufgeregten Puls am Hals schlagen.

Langsam öffnete sich ein Tor und vor ihr stand eine Frau, die Basils Mutter glich und ein schwarzes Kleid mit einer weißen Schürze trug. Wortlos stellte sie die Petroleumlampe auf ein Wandbrett. Und dann geschah etwas, womit Sofie niemals gerechnet hätte. Denn auf einmal trat die Frau vor sie hin und nahm sie in die Arme, hielt sie ganz fest und streichelte ihr Haar.

*Mein Kind, begann sie. Eines sollst du wissen. Dein Stolpern wird kein Fallen, denn ich habe dich längst aufgefangen.*

Und Sofie schniefte und lächelte, als sie der Frau über den weitläufigen Arkadenhof zu einer breiten Tür folgte, hinter der sich eine Wohnung mit weiß gekalkten Räumen öffnete, in denen es nach Herbstblumen und gewachsenen Holzböden roch. Am Ende des Flurs befand sich eine schmale Tür, die in Sofies Kammer führte. Nach dem Zimmer gelangte man über einen gepflasterten Halbmond hinaus in einen kleinen Garten, der von einer hohen Mauer aus Backsteinziegeln umgeben war. In einer Ecke stand ein Kirschbaum und davor eine Holzbank sowie ein schmalbeiniges Tischchen aus Eisen.

Als Sofie in dieser Nacht in ihrem Bett lag und durch das offene Fenster den Regen hörte, der leise auf die Blätter des Kirschbaumes fiel, und ein sanftes Rauschen in den Dachrinnen answoll, verspottete sie ihren Kleinmut und ihren Leichtsinn am letzten Nachmittag, als sie im Teich gestanden und geseufzt hatte, während sie eine angenehme Müdigkeit erfasste.

Und bald zerfielen ihre Gedanken, kreiselten hinab in einen Traum, der ihr einen Wald und ein Haus mit duftenden Wänden aus Bienenwaben zeigte. Und aus dem Haus trat eine Frau, die alt war und hässlich, aber gütig sprach und ihr ein großes Bett mit weichen Kissen und Decken anbot, eine Frau, die sie jedoch schon nach einem kurzen Schlaf wieder zurück in die Wachheit riss und tobte.

Flüchtig schwamm Sofies erwachender Blick durch das Zimmer: *Alles ist gut.* Und ihre Augen flimmerten noch einmal kurz, ehe sie wieder in einen tiefen Schlaf sank.

Die folgenden Wochen und Monate glitten friedlich und ruhig an ihr vorüber. Und wenn sie auf den Straßen und Gassen durch die Stadt ging und auf dem Markt Obst oder Gemüse besorgte, gab es niemanden, der ihren Bauch verspottete, den sie von Woche zu Woche größer vor sich hertrug, und niemanden, der hinter ihrem Rücken hämisch lachte oder versteckte Zeichen machte. Es war, als sei ihr wachsender Bauch das Normalste der Welt.

Der Winter kam mit wirbelnden Flocken im Dezember und knietiefem Schnee, der bis in den späten März blieb. An einem klaren, glasigen Tag im April, an dem noch die letzten schmutzigen Flecken Schnee in den Gassen lagen und nur noch frostige Nächte die Pfützen dünn mit Eis überfroren, gebar Sofie an einem Morgen nach kurzen Wehen eine Tochter, die bald auf den Namen Annemie getauft wurde. Und als das Kind mit seinen schwarzen Haaren zum ersten Mal neben ihr lag und die Beinchen gegen ihre Seite stemmte, flogen ihre Gedanken zurück an einen warmen Tag im letzten September, zu grauen Wolken und Sand im Wasser eines Teichs. Als sie ein Weinkrampf zu schütteln begann, musste sie auf einmal an die beiden Jungen denken, die allein mit ihren entsetzten Blicken zwei Leben gerettet hatten.

Bereits mit neun Monaten hielt sich Annemie mit ihren Händen aufrecht an der glatten Rinde des Kirschbaumes fest und stolperte keine zwei Wochen später über die Wiese. Oft saß sie breitbeinig auf ihren Unterschenkeln und kaute Gänseblümchen, Gras oder Blätter, was ihr auch nicht abzugewöhnen war, wenn man ihr auf die Finger klopfte. Ja, diese Züchtigungen bewirkten lediglich, dass sie ganze Grasbüschel in den Mund stopfte, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, und zu einem Brei zerkaute, den sie dann, gelangweilt vom faden Geschmack, meist hinten an der Backsteinmauer ins Moos spuckte, falls er nicht schon vorher von ihrer Mutter oder Basils Tante mit gekrümmtem Zeigefinger aus ihrem Mund geangelt und weggeworfen wurde.

*Sie ist ein Wildfang*, schüttelte Basils Tante manchmal lächelnd den Kopf, wenn sie über das Kind sprach und sich wegen seiner Unbekümmertheit Sorgen machte.

Mit zweieinhalb Jahren überlebte Annemie einen Sturz von der Kirschbaumleiter nur deshalb, weil sich ihre Schuhe an einer der obersten Sprossen verfangen, als sie gerade kopfüber auf den gepflasterten Boden zuraste. Und als sie einmal in der Krone des Baumes herumkletterte und ausrutschte, endete ihr Fallen nur deshalb, weil sich ein Ärmel ihres blauen Kleides glücklich an einem Ast verhakte. Wohl eine halbe Stunde lang kaute sie mit baumelnden Beinen gelangweilt an einigen Kirschbaumblättern, bis ihre

Mutter sie wie einen Ballon in den Ästen hängen sah und befreite. Ein andermal wäre sie beinahe von einer Kutsche überfahren worden, als sie sich nach einer Weinbergsschnecke bückte, die sie vor der Gefahr der Straße retten wollte. Nur dem Geschick des Kutschers, der seine Pferde in einem scharfen Bogen an Annemie vorbeijagte und sein Entsetzen noch Gassen später zwischen die Häuserzeilen schrie, war es zu verdanken, dass weder sie noch die Schnecke zu Schaden kamen. Oft versteckte sie sich unter den Röcken von Basils Tante und verbrachte dort Stunden des Tages. Ja, Annemie bewegte sich nach einiger Zeit sogar gemeinsam mit deren Schritten, wenn sie hinaus in den Hof oder Garten ging, so als verfüge sie über die Gabe, durch den dunklen Stoff hindurchzublicken.

#### 4

Viele Monate später, als ein kühler Herbst das Grün aus den Kirschbaumblättern wusch und sie an windigen Tagen im Oktober gelb und rot über die hohe Backsteinmauer hinaus auf die Felder trug, die hinter der Stadt begannen, erhielt Sofie einen dicken Umschlag aus der Heimat, in dem sich eine Fahrkarte, Geld und eine Beschreibung befanden, die den Weg und den Ort nannte, an dem sie ihre Tochter zukünftig in Obhut geben sollte.

Den Brief, den Basils Tante noch am selben Tag an ihre Schwester schrieb, sowie die beiden folgenden blieben ohne Antwort. Natürlich hätte Basils Tante Sofie und ihr Kind weiter bei sich wohnen lassen, doch das Geld, das sie aus einem Kriegswitwenfonds für ihren Mann erhielt, der vor Jahren tief im Süden in einem sinnlosen Krieg gefallen war, reichte kaum für sie selbst. Und so stand Annemie eines Tages im Oktober neben einem braun gelackten Koffer aus Karton, den sie noch nie gesehen hatte, und staunte über die beiden Frauen, die hoch über ihrem Kopf weinten. Über diese Tränen und den Trost, den sie einander zusprachen, ertranken ihre Stimmen, und wenig später hielt Basils Tante Sofie so fest wie an jenem Tag, an dem sie angekommen war, und streichelte ihren Kopf, während Annemie, die nichts verstand, unter die Röcke von Basils Tante kroch und sich die Ohren zuhielt, die nicht hören wollten, was ihr Verstand nicht begriff.

Lange stand Basils Tante noch in der Straße und sah dem Entfernen der beiden hinterher. Und mit jedem Schritt, der sie weiter aus ihrem Blick trug, war ihr, als fliege ein Luftballon davon, den man als Kind auf einem Jahrmarkt geschenkt bekommt und der bunt ist und in diesem Augenblick alles Glück der Welt bedeutet, bis eine aufregende Ablenkung den Griff am Bindfaden löst. Und der schaukelnde Ballon steigt unwiederbringlich höher und höher, bis er hinter der Silhouette einer Häuserzeile verschwindet. Was bleibt, sind nur das trostlose Blau des Himmels und der Schmerz des Abschieds. So fühlte sich Basils Tante, als sie Sofie und Annemie an diesem Tag zu zwei kleinen Punkten schrumpfen und am Ende der Straße verschwinden sah.

Es dauerte nur wenige Wochen, bis Basils Mutter die Nachricht erhielt, dass ihre Schwester gestorben sei. Man habe sie an einem kühlen Samstagvormittag im November auf der Bank unter dem Kirschbaum gefunden. Sie sei an einem Schlaganfall gestorben, sagten die einen, es war aus Kummer geschehen, versicherten die anderen. Aber von diesen nahenden Ereignissen wusste an diesem Tag noch niemand und so tappte Annemie an der Hand ihrer Mutter hinterher, die an ihrem Arm zerrte, der steil nach oben lief und schon ganz taub und blutleer war.

Auf ihre Frage nach dem Wohin und Weshalb hatte Sofie nur ein schroffes *Komm jetzt!* bereit und zog sie weiter. Als Annemie aber auch nach dem

dritten Mal keine Antwort auf ihre Frage erhielt, ließ sie ihren Schritt auf einmal schleifen und warf sich bockig auf den gepflasterten Weg.

*Zum Bahnhof! Wir müssen nach Hause, in den Westen. Komm jetzt!*

Und je mehr Sofie erklärte, desto weniger verstand ihr Kind, das die Stirn in Falten legte und nicht zu bewegen war, aufzustehen, bis Sofie den Koffer unter den einen Arm und Annemie unter den anderen nahm und eilig der langen, breiten Straße folgte, an deren Ende sich der Vorplatz des Bahnhofs befand.

Eine halbe Stunde später saßen sie schweigend im Zug, während die vergilbten Lärchenwälder und das Grau steiler Felswände wie Nebelschwaden an ihrem Abteifenster vorüberzogen. Bald verschwand der Zug in der Dunkelheit eines Tunnels und kroch auf der anderen Seite des Berges quietschend auf einer abschüssigen Bahn entlang, überwand Bogenbrücken und tiefe Schluchten, bis sich das Tal wieder öffnete. Während dieser Zeit waren Sofie und Annemie so in ihrer Trauer gefangen, dass sie kein einziges Wort sprachen. Ohne einen Bissen von den mitgenommenen Äpfeln oder einen Schluck aus der holundersaftgefüllten Flasche getan zu haben, erreichten sie mit der beginnenden Nacht schließlich den Bahnhof und den Ort mit der Wallfahrtskirche. Auf dem Bahnsteig tobte ihnen ein warmer Föhnwind entgegen, der ihre Kleider zum Flattern brachte, das Laub aufwirbelte und den Geruch von Herbst mit sich trug.

Langsam ging Sofie mit ihrem Kind am Bahnhof vorbei und folgte der Straße, die in nördlicher Richtung durch den Ort führte. Auf der anderen Seite bemerkte sie im verblässenden Schein einer Gaslaterne eine Frau, die ihnen nachblickte. Später war sie überzeugt, dass es Basils Mutter gewesen sein musste.

In einigen Kastaniengärten saßen noch Gäste an den Tischen, beschienen vom wankenden Licht der Lampions, die in den Baumkronen hingen und pendelnde Schatten und verzerrte Bilder von Ästen und zitterndem Laub auf den Boden warfen. Und verebbte das Gegröle in einem Garten, so näherten sich die beiden schon dem nächsten. Die Menschen feierten die letzten Tage unter den belaubten Bäumen, bevor der Herbst die welken Blätter von den Kronen pflückte und die Kälte des Winters die Bewohner des Tales wieder in die Nähe der Stubenöfen zwingen würde.

Weiter vorne erblickten sie vor dem Gasthaus *Zum Elefanten* eine Traube Menschen, die ungläubig eine Wand anstarrte oder vielmehr das, was sich an dieser Wand zwischen zwei Fenstern befand. Denn auf halber Höhe befand sich etwas, das viel heller war als das kanariengelbe und grüne Flimmern der Gaslaternen, die jeden Abend angezündet wurden. Es war in dieser Nacht, als ihre staunenden Augen zum ersten Mal das grelle Licht einer Glühbirne sahen. Ein Elektrizitätskünstler hatte sie an der Wand angebracht und zwischen dem Gasthaus und dem nächsten Fluss, der nur einige Steinwürfe entfernt war, an mehreren langen

Holzstangen ein durchhängendes Kupferkabel befestigt, das zu einem wasserbetriebenen Kraftwerk führte und die Glühbirne mit Strom versorgte. Gewiss, der Zauber der neuen Beleuchtung wies noch etliche Mängel auf. Meist hielt das Licht nur wenige Tage, manchmal sogar nur einige Stunden, und ließ die Helligkeit wie eine Sternschnuppe mit einem Zischen verglühen und alles wieder in die gewohnte Dunkelheit zurückfallen. Aber bald besaß jedes Gasthaus solche Birnen, und wer vermögend war, erhellte sogar sein Haus damit. Und es dauerte nicht lange, bis es nachts in den Kirchen und Gemeindeämtern beinahe so hell war wie am Tag. Manche Orte des Tales leisteten sich nach einiger Zeit sogar den Luxus, ganze Straßenzüge zu beleuchten. Und wenn man nachts auf dem Gipfel eines Berges stand oder auf einem Turm, hätte man glauben können, dass sich tief unten ein leuchtender, flimmernder Wurm befände.

Nur kurz verharnte Sofie mit ihrem Kind bei den staunenden Menschen, dann zogen sie weiter, ließen die polternden Bohlen der Holzbrücke hinter sich und erreichten wenig später das Haus, das sich weit draußen, am Rand des Ortes befand. Sofie drehte den Schlüssel zweimal im Schloss um und öffnete die Tür. Ein staubiger Atem abgestandener Luft wehte ihnen entgegen. Kurz nachdem sie mit einer flackernden Kerze die Kammer in ein blasses Licht getaucht hatte, fand Annemie auf der Fensterbank in einem weichen Meer aus Staub ein halbes Dutzend

Marienkäfer, die an einem Frühlingstag verzweifelt und umsonst den Weg ins Freie gesucht hatten und schon seit Langem tot auf ihrem Rücken lagen. All die Ereignisse dieses Tages waren Annemie nun auf einmal zu viel und mit den toten Käfern, die sich mit ausgestreckten Beinchen in ihrer kleinen Hand befanden, setzte sie sich auf den Fußboden und begann entsetzlich zu weinen.

Sie schliefen unruhig in der folgenden Nacht. Verborgen unter einer Decke aus knirschendem Bettlaub, das staubig roch, lagen sie dicht beisammen und suchten einander manchmal mit tastenden Fingerspitzen, bewegten sich oft im Schlaf und erwachten in der Dämmerung des nächsten Morgens mehr zerschlagen, als ausgeruht.

Der Tag, der Südwind brachte und warm war wie im Sommer, trieb den Herbst mit Tausenden abgefallenen Blättern vor sich her und sah die beiden am späten Vormittag auf der Überlandstraße nordwärts ziehen und auf einen schmalen Weg abbiegen, der nach Osten bergwärts lief und sich weiß in das waldige Hinterland verlor. Immer wieder traten sie aus dem Schatten der Wälder und durchquerten Land, das ihnen Wiesen zeigte, die von träge aufblickenden Kühen abgeweidet wurden. Später, als Annemie der Marsch schon längst zu weit und beschwerlich geworden war, hing sie am gebeugten Rücken ihrer Mutter und hielt sich mit klammernden Händen an ihrem Hals fest. Mehrere Male folgte der Weg dem Lauf

eines Baches, der gelegentlich über Felskanten sprang und tief unten auf flache Steine platschte, um danach ruhig weiterzufließen.

Über drei Hügel lief die Route durch die Wälder, überwand Kuppen, querte Rinnsale, zog vorbei an feuchten Schluchten und bemoosten Steinen, und jedes Mal atmete Sofie erleichtert auf, nachdem sie den höchsten Punkt eines weiteren Hügels erreicht hatte und sich während des Abwärtsgehens für den nächsten Anstieg etwas erholen konnte. Nachdem sie lange durch raschelndes Weglaub gegangen war, trat sie schließlich aus dem gesprenkelten Schatten eines Buchenwaldes und stapfte durch eine abgemähte Streuwiese, auf der im Sommer nur raues Gras wuchs, das nun trocken in den Scheunen lag. Aus dem welken Braun der Wiese leuchtete über die ganze Halde das Lila der Herbstzeitlosen, und Annemie, die auf dem Rücken ihrer Mutter hin und her wankte, musste auf einmal an Basils Tante denken, die manchmal kandierte Veilchenblüten in einer Konditorei gekauft hatte, und fragte sich, ob diese Blüten, die unter ihren Blicken davonschwammen, wohl auch so gut schmeckten wie jene in der großen Stadt.

Auf einem steilen Hügel erkannten sie schließlich die ersten Häuser jenes Dorfes, das weitem für seine vielen Kirschbäume bekannt war, aber auch dafür, zahllose verwaiste und uneheliche Kinder aufzunehmen, die weit entfernt von etwaigem Gerede und hässlichen Gerüchten großgezogen wurden. Die Häu-

ser des Dorfes standen wie hingestreut am südlichen Hang und zugleich in beruhigendem Abstand voneinander entfernt. Neben der Kirche befand sich ein Gasthaus, das den Namen *Zur Hoffnung* trug, und oft der ersehnte Ort für diejenigen war, die noch tiefer im Tal, hinter den nächsten Geröllfeldern wohnten und manchmal ihre Einöden verließen, um ihren Hunger nach Geselligkeit zu stillen. Das Gasthaus galt aber auch für jene als lohnendes Ziel, die den langen, beschwerlichen Weg aus dem Tal hinter sich gebracht hatten oder die sich an nebligen Herbsttagen nach dem Licht der Sonne sehnten, das man unten im Tal wochenlang vermisste.

Bald schon entdeckte Sofie das Haus und über dem Türstock die blau emaillierte Tafel, die mit der weiß aufgemalten Zahl Siebenundsiebzig von dort herab blickte. Vor dem Anwesen, das von einer hüfthohen Hecke aus Buchs umgeben war, erwartete sie schon ein Mann, der auf einer Bank saß und wissend nickte.

Annemie, der vom ungemütlichen Schaukeln auf dem Rücken ihrer Mutter und vom langen Gehen die Beine schmerzten, entdeckte wenig später im Gang des Hauses einen roten Läufer aus Bast und darauf eine kurze, unruhige Zeile aus Schuhen, große und kleine, derbe Lederschuhe und einfache ausgetretene Holzpantoffeln. Dann beobachtete sie, wie ihre Mutter die Schuhe auszog, der Reihe hinzufügte, danach ihre kleinen, braunen Lederstiefel aufschnürte und ebenfalls dazustellte.

In der Stube setzte sie der Mann auf ein Sofa. Drüben, an einem Tisch sah sie einen Jungen, der seine Neugier zu verbergen suchte und ein Butterbrot aß. Ob das kleine Mädchen auch so ein Brot wolle, fragte sie eine Frau, die ihre weißgrauen Haare mit einer silberglänzenden Nadel zu einem Knoten zusammengesteckt hatte. Aber Annemie schüttelte nur den Kopf und fragte sich, weshalb ihre Mutter so viele Dinge mit diesen Menschen besprechen musste, und hörte die alte Frau sagen: *Das sind jetzt vermutlich die letzten beiden Pfleglinge, die wir großziehen*, und verstand nichts von dem, was sie sagte und dachte, wann sie wohl wieder nach Hause gehen würden, da draußen der Tag mit seiner tiefstehenden Sonne schon allmählich zu verblassen begann. Kaum hatte sie diesen Gedanken beendet, erhob sich ihre Mutter, küsste sie auf die Stirn und entschuldigte sich mit einem dringenden Gang hinaus auf die Toilette. Annemie blickte ihr hinterher, sah sie an der Tür winken und winkte zurück, als sie eine Kinderstimme den Namen Jonathan sagen hörte. Und da stand der Junge auf einmal vor dem Sofa und legte ihr eine Schlange aus Holz in die Hände, die er vor Wochen unten im Bett des Baches aus einer Kiesbank gezogen hatte und die ganz grau war von der Sonne und glatt poliert vom Sand, der darüber hinweg geschliffen war. Annemie strich die Kurven der hölzernen Schlange entlang, die am Ende in einem stumpfen Schwanz auslief, den Jonathan mit einem Taschenmesser zugespitzt hatte

und der viel heller war als der Rest. Sie sah das geöffnete Maul und die schwarzen Augen, die mit einem Stück Kohle aufgemalt worden waren, als Jonathan die Schlange wieder an sich nahm, zurück auf die Holzbank kletterte und weiter an seinem Butterbrot aß, aus dem er schon mehrere Halbmonde herausgebissen hatte. Und dann bemerkte Annemie vorne an der Zehe plötzlich ein Loch im Strumpf und versteckte es mit der Ferse des anderen Fußes und wollte schon fragen, wo die Mutter so lange bleibe. Aber sie schwieg, schwieg so lange, bis die Sehnsucht nach ihr so groß wurde, dass sie schon Tränen aufsteigen spürte, rutschte vom Sofa und ging zur Tür, die hinaus in den Gang und zur unruhigen Zeile der Schuhe führte. Und als sie auf dem kalten Holzboden neben dem roten Läufer stand, fiel ihr eines sofort auf. In der Zeile fehlte etwas, fehlten die zwei schwarzen Stiefel ihrer Mutter.

Kein Zureden, kein Griff an ihrer schmalen Schulter, nicht einmal die ruhige Stimme der Ziehmutter halfen. Annemie wand sich aus ihren Händen, stahl sich davon und stolperte, entsetzt vor Angst, hinaus in die Dunkelheit, hin zum kalkweißen Toilettenhäuschen, neben dem ein Miststock dampfte und der schwarze Umriss eines Holunderstrauchs zu erkennen war. Sie riss die ächzende Tür auf, hinter der sie ihre Mutter erhoffte, und wurde noch im selben Augenblick durch das Nichts, das ihr entgegenstarrte, von einem nie gekannten Entsetzen gepackt.

Sie rannte den Kirschbaumhain hinab, weiter in den Buchenwald, auf jenem Pfad, auf dem ihre Mutter sie erst vor Kurzem hochgetragen hatte, stolperte mit ihren Schritten und schrie immer wieder nach ihr. Aber so oft sie auch rief und ihre Stimme verzerrt von den Felswänden zurückklingen hörte, ihre Mutter antwortete nicht. Sie rannte weiter und merkte nicht, dass sie nur mit Strümpfen über die spitzen, weißen Steine lief und schrie, bis ihre kindliche Stimme heiser krächzte und in Tränen ertrank. Auf einer feuchten Wiese, umgeben von Herbstzeitlosen, setzte sie sich dann auf den Boden, schluchzte und scharrte die schmutzigen Strümpfe löchrig, schabte sich die Fußsohlen wund, bis die derbe Hand des Ziehvaters ihre Schulter berührte, er sie hochnahm und zurück zum Haus trug, während er mit seinen großen Händen über ihren Kopf strich und zu trösten versuchte, was schwer zu trösten war. Leise und beruhigend versicherte er, dass alles bestimmt wieder gut werde, und drückte ihr Köpfchen, das ganz heiß war von der Aufregung, gegen seine Brust und folgte dem Pfad der bergwärts führte.

Spät nachts lag sie zugedeckt in einem kleinen Bett. Mit dem fremden Geruch, der ihr aus der Decke entgegenfloss, befiel sie ein Zittern und brachte die Tränen zurück, die kurz zuvor versiegt waren und nun wieder unablässig über ihre Wangen rollten. Ganz in der Nähe hörte sie den ruhigen Atem eines Kindes. Erst viel später, als der Mond das Zimmer blass er-

hellte und der Schatten des Fensterkreuzes verzerrt auf dem Boden und ihrer Bettdecke lag, begannen ihre Augen nach all den Anstrengungen und Qualen, die ihre Gedanken in den letzten Stunden durchrast hatten, zu flimmern. Dann wandte sie sich zur Seite, spürte nicht einmal mehr das nass geweinte Kissen und schlief ein.

Während ihre Tränen im Kopfkissen versickerten, schien derselbe Mond durch die nackten Kronen der Laubbäume, fiel als geflecktes Licht auf den Waldboden und leuchtete Sofies Schritten. Schwer war ihr vor Trauer. Sie verfluchte den Vater ihres Kindes und beschleunigte ihren Gang, denn mit dem nächsten Morgen musste sie sich wieder monotonen Tagen in der Tuchfabrik überlassen. Und sie sehnte sich nach ihrer Kammer und nach ein wenig Schlaf, der sie all das, was so ungerecht auf sie einprügelte, für kurze Zeit vergessen lassen würde.